



Autor Glavinic, Schauplatz Wien: Ein wundersamer Roman über die Brüchigkeit des Alltags, der uns fest zu umschließen scheint, und über

LITERATUR

Die Hölle sind nicht die anderen

Abwesenheit und Einsamkeit, Angst und Sehnsucht sind die schauerlich verstörenden Themen des Romans „Die Arbeit der Nacht“, mit dem der junge österreichische Schriftsteller Thomas Glavinic sein Meisterstück vorlegt. *Von Daniel Kehlmann*

Ein Mann erwacht, und alle Menschen sind verschwunden: in seinem Wohnhaus, auf der Straße, in der Stadt, ja offenbar – denn Radioempfänger, Fernseher und Internet sind tot – auch draußen, im ganzen Land, vielleicht auf der Welt. Zunächst will er es nicht wahrhaben, aber dann muss er es akzeptieren: Etwas ist passiert, während er schlief, und aus irgendeinem Grund ist er als Einziger noch da.

Mit dieser Situation, die so mancher sich schon in Alpträumen – oder auch Wunschphantasien – ausgemalt hat, macht Thomas Glavinics Roman „Die Arbeit der Nacht“ ernst und spielt sie in vollem Umfang durch**. Glavinics Protagonist Jonas bewegt sich zunächst durch Wien, weitet dann seine Streifzüge auf die österreichische Provinz und die Städte jenseits der Grenze zu Deutschland aus und bricht schließlich zu einer Reise quer durchs entleerte Europa auf, nach Nordengland, wo er Spuren seiner verschwundenen Frau zu finden hofft.

Glavinic gelingt das schier Unmögliche. Er macht aus dieser simplen Grundkonstellation einen knapp 400 Seiten starken Roman, der in seiner Spannung keine Sekunde nachlässt. Denn natürlich, die Dinge sind nicht so einfach, wie sie scheinen. In der menschenleeren Welt um Jonas finden sich immer wieder Hinweise, die anscheinend eigens für ihn zurückgelassen wurden, und obwohl Glavinic nie den Feh-



TOBIAS RÜCKER / NEON

Rezensent Kehlmann*
„Subtiles Grauen wie bei David Lynch“

ler begeht, eine platte Erklärung für das Rätsel anzubieten, erkennt man doch bei genauem Lesen eine Anzahl vieldeutiger und teils schauerlicher Fingerzeige.

Schauerlich, allerdings: „Die Arbeit der Nacht“ ist vor allem ein virtuos Buch über die Angst und ihre vielen Spielarten. Zu Beginn fürchtet sich Jonas vor nichts so sehr wie vor dem Beweis, dass er tatsächlich völlig allein auf der Welt ist. Bald jedoch, sobald er sich an die Situation gewöhnt hat, schlägt seine Verfassung um, und viel erschreckender wird sowohl für ihn als auch für den Leser die Möglichkeit, dass plötzlich doch jemand auftauchen, dass Jonas eben nicht so allein sein könnte, wie es scheint.

Jonas beginnt, mit Kameras zu experimentieren. Er filmt sich selbst als Schlafenden, er filmt leere Straßen, er lässt Tonbänder in leeren Räumen laufen. Und hier erreicht Glavinic die Höhe seiner Kunst, hier gelingen ihm Szenen von einem subtilen Grauen, wie man es sonst nur aus Filmen David Lynchs kennt.

Denn nicht nur scheint sich da – oder ist es Täuschung? – dann und wann doch etwas über Wiens Straßen zu bewegen, nicht nur gibt es auf den Bändern Stimmen, die womöglich keine Einbildung, und Anrufe, die nicht unbedingt ein technischer Fehler sind, nicht nur beginnt ein zotteliges Tier immer häufiger in Jonas' Träumen aufzutreten – nein, es gibt auch Jonas selbst auf jenen Videos, die er von sich beim Schlafen gedreht hat. „Für den Bruchteil einer Sekunde war da ein scharfer Blick aus dem Auge des Schläfers. Ohne ein Zeichen von Schlaftrunkenheit blickte er in die Kamera. Das Auge schloss sich wieder. Jonas suchte auf dem Tisch die Fernbedienung. Fand sie jedoch nicht, weil er sie in der Hand hielt. Es dauerte eine Weile, bis

* Autor des Bestsellers „Die Vermessung der Welt“.

** Thomas Glavinic: „Die Arbeit der Nacht“. Hanser Verlag, München; 400 Seiten; 21,50 Euro. Erscheint am 5. August.



die unsichere Grenze zwischen Wachheit und Traum

HANS MADEJ / BILDBERG

sein zitternder Daumen den Knopf traf, der die Kassette abschaltete. Er durfte sich nicht verrückt machen.“

Aber die befremdlichen Details mehren sich. Jonas sieht sich auf den Aufzeichnungen mit weit offenen Augen in die Kamera starren, er sieht sich aufstehen und durchs Zimmer gehen, er hört sich unverständliche Sätze sagen, ohne dass er eine Erinnerung an all das hätte, und er begreift nach und nach, dass die Hölle eben nicht (wie bei Sartre) die anderen sind, sondern deren Abwesenheit, und dass der äußerste Verräter der ist, den man an sich selbst begeht.

Als die zerstörerischen Taten des „Schläfers“, also des nachtwandelnden Jonas (oder ist vielmehr der Jonas der Tageswirklichkeit der Träumende?), auf zunehmend bedrohliche Weise in den Tag hineinzuwirken beginnen, wird klar, dass Jonas etwas unternehmen muss. Er sammelt die zum Überleben notwendigsten Gegenstände und macht sich auf die Reise: auf die Suche nach seiner Frau, die an dem Tag, als alles endete, gerade jenseits des Ärmelkanals auf Verwandtenbesuch war.

Thomas Glavinic, 34, debütierte 1998 im Alter von 26 Jahren mit „Carl Haffners Liebe zum Unentschieden“, einem Roman über einen Schachspieler im Wien der Jahrhundertwende, der Genie, aber keinen Siegeswillen hat und somit, da er seine Gegner nicht verletzen möchte, zum Meister des Remis wird: ein Roman über den Kampfgeist und dessen Gegensatz, die Güte.

Im Jahr 2000 folgte „Herr Susi“, ein derb-barocker Schelmenroman über einen Fußballclub-Präsidenten und seinen Auf- und Abstieg im Grazer Provinzmilieu, und 2001 „Der Kameramörder“, der mit dem Glauser-Krimi-Preis ausgezeichnete Bericht eines seine eigene Arbeit abfilmenden

und in lakonischem Protokollstil kommentierenden Kindermörders – zugleich eine Mediensatire und ein experimentelles Sprachkunstwerk von Rang. Die entmenschte Seele des Täters wird nicht psychologisch analysiert, sondern zeigt sich nur gespiegelt in der grotesken Pseudosachlichkeit des Erzähltons; die Brutalität erscheint als ebene Gewalt, die der selbst so völlig unberührte Erzähler der deutschen Sprache antut.

2004 erschien „Wie man leben soll“, ein burlesker Roman über die Schrecken und Triumphe des Heranwachsens, geschrieben im unpersönlichen „man“-Stil eines Lebenshilferatgebers, gespickt mit absurd untauglichen Verallgemeinerungen und Ratschlägen, die man nun wirklich besser nicht befolgen sollte.

In all diesen Büchern trieb Glavinic in kompromissloser Weise (und tatsächlich stieß „Der Kameramörder“ auf solches Entsetzen, dass regelmäßig Lesungen unterbrochen wurden und noch die dramatisierte Fassung 2005 im Wiener Rabenhoftheater zu einem Skandalerfolg geriet) seine Suche nach einer Synthese zwischen Narration und Experiment voran, nach der Möglichkeit also, psychologisch ausgefeilte, spannende Geschichten auf formal radikal innovative Weise zu erzählen.

Und nun also dieses Buch, zugleich aufregender Schauerroman und komplexes literarisches Werk, auf das Glavinic immer schon hingearbeitet zu haben scheint, mit dem seine Entwicklung sich folgerichtig abrundet und mit dem er alle Versprechen einlöst. Ein Ereignis nicht nur in dieser Saison, sondern, man kann es getrost voraussagen, lange darüber hinaus.

Denn „Die Arbeit der Nacht“ ist bei aller geschickt inszenierten Spannung letztlich ein philosophischer Roman, der in immer neuen Wendungen die Frage umkreist, was das ist – die Abwesenheit. Jene von anderen Menschen, jene von Beobachtern überhaupt, auch jene eines allsehenden Gottes. Ist eine Zeitspanne, die niemand durchlebt, denn wirklich Zeit, kann in einem Raum, in dem niemand ist, überhaupt etwas geschehen, und warum ist der Gedanke an solch ein ungesehenes Ereignis derart unheimlich? Glavinic macht seinen Jonas – der biblische Anklang an den vom Wal Verschlungenen ist kein Zufall – zu

etwas Paradoxem, nämlich zum Beobachter einer unbeobachteten, also im tiefsten Sinn von Gott verlassenen Welt; und was er in dieser zu sehen bekommt, erreicht nach und nach eine Intensität lauernden Schreckens, wie man sie in der neueren Literatur selten erlebt hat. Gegen „Die Arbeit der Nacht“ wirkt so manche Prosaarbeit Samuel Becketts überbevölkert, und die Romane Stephen Kings machen sich im Vergleich geradezu idyllisch aus.

Und doch ist es auch ein Buch über die Sehnsucht und den Verlust. Keine Stunde, da Jonas nicht an seine verschwundene Frau denkt. Aus dem Mosaik seiner Erinnerungen formt sich das Bild, man kann den Ausdruck nicht vermeiden, einer großen Liebe. Einer Liebe, die ganz überschattet ist von Tragik und Melancholie, da sie in einer anderen Welt, einer anderen Wirklichkeit stattgefunden zu haben scheint und es keinen Grund gibt anzunehmen, dass die beiden sich je wiedersehen können.

„Die Arbeit der Nacht“ ist, das wird schnell klar, nun wirklich nicht die Art Roman, von der man einen glücklichen Schluss erwarten kann. Und dann schafft es Glavinic doch, die Stimmung noch einmal zu wenden: Das Ende kommt leise und zurückgenommen, fast kammermusikalisch, wie ein Wechsel in eine andere Tonart, überraschend und zugleich notwendig, so dass einem ist, als hätte man es immer schon erwartet.

Man könnte sich die Mühe machen – und Germanisten werden das zweifellos

tun –, „Die Arbeit der Nacht“ systematisch nach all den Anspielungen auf Horrorfilme und Gothic Novels zu durchsuchen, nach den vielen Verweisen auf die Klassiker des Schreckens. Aber letztlich ist das müßig: Das hier ist kein postmodernes Spiel mit Genres, Glavinic distanziert sich nicht von seinem eigenen Vorhaben, er geht aufs Ganze und macht bitteren Ernst mit seiner Geschichte.

Dabei ist ein wundersam großes Buch entstanden, ein Roman über das Selbst und

die anderen, über Angst und Mut, über die Brüchigkeit jenes Alltags, der uns so fest zu umschließen scheint, und über die unsichere Grenze zwischen Wachheit und Traum. Jonas, das wird bald schon klar, ist hellwach; aber der benommene Leser meint immer wieder zu träumen.

Rätselhafte Bilder zu entwerfen, die über uns selbst sprechen, ohne dass wir sie ganz entschlüsseln können, darin besteht die unermüdliche Tätigkeit unseres Geistes, während wir schlafen, das eben ist die Arbeit der Nacht. Wie auch die Arbeit dieses dunklen und faszinierenden Romans. ◆

